Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 511. **Montag** den 7. October 1901. **95. Jahrgang.**

Städtebilder aus Sachsen.

Frankenberg.

Nachdruck verboten.

△ In fünf Jahren kann Frankenberg das Jubiläum seines 700jährigen Bestehens begehen, denn 1206 wird der Stadt zum ersten Male urkundlich gedacht. Daß Frankenberg schon vor diesem Zeitpuncte als größere Ortschaft bestanden haben mag, dafür sprechen verschiedene Anzeichen. Aus dem Umstande, daß Frankenberg 1214 der Abtei Hersfeld zugewiesen ward, um die Einkünfte des Klosters Memleben an der Unstrut zu heben, läßt sich schließen, daß der Ort schon derartig sein mußte, um durch seine Ueberweisung an das nothleidende Kloster dessen Lage zu bessern. Für das Aufblühen Frankenbergs noch vor 1206 spricht auch der Umstand, daß es an der Straße lag, die das Niederland mit dem silberreichen Freiberg verband. An der nach Freiberg führenden Straße in der Nähe der jetzigen „Hochwarte" lag eine alte Capelle „Zu unserer lieben Frauen". In ihr versammelten sich die Frankenberger und die Mühlbacher zu gottesdienstlichen Handlungen.

Zu einem rascheren Aufblühen gelangte Frankenberg durch den Bergbau, dieser Erwerbszweig lockte viele Ansiedler herbei. Bis zum Jahre 1500 bildete der Bergbau die Hauptnahrungsquelle für Frankenberg. Noch heute sind in der Umgebung ansehnliche Halden- und Pingenzüge vorhanden, diese Zeugen des ehemaligen Bergbaues lassen aus ihrem Umfange auf die ehemalige Bedeutung dieses Erwerbszweiges schließen. Auf beiden Seiten des Thales zwischen Mittweida und Frankenberg waren 58 Gruben im Betriebe. Man baute hauptsächlich auf Silber, Blei, Kupfer und Eisen. Zu den selteneren Erzeugnissen gehörten Gold, Quecksilber, Zinn, Kobalt, Nickel, Antimon, Mangan, Arsen, Schwefel, Vitriol. Auf der höchsten Erhebung in der Umgebung, dem Treppenhauer, wurden zur Zeit des Blühens allein 250 Knechte zur Wasserhebung beschäftigt. Besonders reiche Ausbeute gaben 400 Jahre lang die „Alte Hoffnung Gottes Zug" zu Schönborn und die „Alte Fundgrube" zu Biensdorf. In etwa 100 Jahren wurden 5 Millionen Kübel Silbererz gefördert. Die „Alte Fundgrube" zu Biensdorf war bis 1423 im Betrieb, die Hussitenkriege und Schwierigkeiten im Betriebe der Erzförderung waren die Ursachen zum Verfalle des Bergbaues. Die letzte Grube „Alte Hoffnung Erbstolln" war etwa bis 1884 im Betrieb. Mit dem Eingehen dieses Bergwerks ist der Silberbergbau in der Frankenberger Pflege ganz erloschen. Im 16. Jahrhundert nahm man den Betrieb auf Kohle auf, durch das kurfürstliche Mandat von 1743 erhielt dieser Zweig des Bergbaues eine besondere Förderung, reiche Erträge lieferten die Fiedler'schen Schächte bei Berthelsdorf. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts betrug das jährliche Flözquantum rund 50 000 Centner; neuerdings hat man Bohrversuche auf Kohle um Frankenberg her wieder aufgenommen, sollten diese von Erfolg gekrönt sein, so würde dadurch die an und für sich schon lebhafte Frankenberger Industrie eine wesentliche Förderung erfahren.

Für das Aufblühen Frankenbergs waren die auf Sachsenburg wohnenden Herren von Schönberg ununterbrochen bemüht. Spätestens um das Jahr 1369 wurden sie vom Landesherrn als Gutsherren über Frankenberg eingesetzt. Das heutige Schloß Sachsenburg ist wahrscheinlich um 1488 von Caspar IV. von Schönberg von Grund aus neu erbaut. Die Herren von Schönberg waren Frankenberg wohlgesinnt, eine besondere Wohlthäterin der Stadt war Frau Margaretha von Schönberg, welche 1580 der Stadt eine Stiftung vermachte, deren Vermögen zur Zeit 50 639,80 ℳ beträgt, ausschließlich des Reservefonds von 900 ℳ.

Einen eigenen Rath erhielt Frankenberg wahrscheinlich um 1457. In demselben Jahre ertheilte Dietrich von Schönberg, Dompropst, später Bischof zu Meißen, und seine Vettern, Heinrich und Caspar IV. von Schönberg, der Bürgerschaft einen öffentlichen freien Salzmarkt. Um 1575 erwarb die Bürgerschaft von Wolf von Schönberg für 290 Gulden ein Stadtgut, das Haus diente als Rathhaus, die Aecker aber machte man zum Commungut.

Durch den Dreißigjährigen Krieg ward das aufblühende Frankenberg in seiner Entwickelung höchst nachtheilig beeinflußt. In den Drangsalen des Krieges gesellte sich die verheerende Pest, 1625 erlagen in Frankenberg 581 Personen dieser Seuche, das war etwa der vierte Theil der Einwohner. „Um der Todesgefahr zu entgehen, begaben sich Viele in die Wälder, wo sie Monate lang in Hütten wohnten. Niemand mochte eine fremde Leiche begraben, jeder Hausvater mußte seine Todten selbst bestatten. 1632 und 1633 wurde die Stadt mehrmals von den Kaiserlichen, 1634 von den Schweden geplündert und gebrandschatzt." Derartige Heimsuchungen in so rascher Folge brachten das Städtlein an den Abgrund des Verderbens.

Von diesen schweren Heimsuchungen erholte sich Frankenberg durch die Thatkraft seiner Bürger ziemlich rasch, denn diese verstanden es, durch Einführung von lohnenden Industrien Handel und Wandel zu beleben. Nachdem einmal die Industrie einen festen Boden gewonnen hatte, konnten auch die Kriegsdrangsale des Siebenjährigen Krieges und die der Napoleonischen Kriege von 1806—1815 die gedeihliche Entwickelung Frankenbergs nicht stören. Auch die zahlreichen Brände wurden nicht Hemmnisse, sondern trugen dazu bei, daß die Stadt das mittelalterliche Gewand mehr und mehr abstreifte und sich zu einer neuzeitlichen Stadt entwickelte. Größere Brände sind zu verzeichnen 1709, 1711, 1712, es brannten 300 Wohnhäuser, zwei geistliche Gebäude, Schulgebäude und das Rathhaus nieder, 1786, 1788 am 30. März 120 Wohnhäuser und 22 Scheunen, 1792 am 4. August 14 Wohnhäuser und der Kirchthurm. Im 19. Jahrhundert suchten zwei größere Brände — 1871 und 1878 — die Stadt heim. Durch das Hochwasser der Zschopau hatte in früheren Jahrhunderten Frankenberg auch wiederholt zu leiden. Um diesen Heimsuchungen ein Ende zu bereiten, ward das Bett derselben verlegt, solches geschah 1733 und 1740. Zur weiteren Sicherung der Stadt wurden Dammbauten aufgeführt, die sich bewährten, so daß selbst das Hochwasser von 1897 der Stadt nicht schaden konnte.

Daß alle Heimsuchungen, Theuerungen, Kriegsdrangsale und dergleichen in Frankenberg verhältnißmäßig rasch überwunden wurden, dankt es seiner vielseitigen Industrie. Als die Erträgnisse des Bergbaues nachließen, mag alsdann, wie damals in ganz Sachsen, die Tuchmacherei geblüht haben, sie ward die Grundlage der späteren Lein- und Zeugweberei, die sich bis auf den heutigen Tag blühend erhalten hat. Zu Ende des Dreißigjährigen Krieges ging die Tuchmacherei in Frankenberg auch zu Ende. Zwischen den Webern und Tuchmachern bestand fortgesetzt eine Spannung, weil die Tuchmacher den Webern die Wollkämmer und Spinner wegnahmen. Die Weberei war in Frankenberg bedeutend, besonders war es die Leinenweberei. Durch den Chemnitzer Bleichzwang und durch den ausländischen Wettbewerb litt zu Ende des 16. Jahrhunderts dieser Industriezweig gar sehr. Da sandte 1585 Frau Brigitta von Schönberg, geborene v. Pflug, einen Frankenberger Weber, Thomas Rockard, nach Brabant, der daselbst das Färben, sowie die Fabrikation eines Gewebes, Berkan oder Gratzgrün, später auch Polemit genannt, erlernte. Dieser Rockard brachte aus Brabant auch das Modell einer Zwirnmühle mit. Nach seiner glücklichen Heimkehr unterwies er Meister und Gesellen in der Herrichtung und Handhabung der Zwirnmühle, durch ihn nahm die Weberei in Frankenberg wieder einen großen Aufschwung, er wurde zum Wohlthäter der Stadt. Als Vater August von dem Frankenberger Zwirnmüller hörte, äußerte er erfreut: „Ich wollte, ich hätte ein ganzes Schock solcher Zwirnmüller im Lande". Es gelangten nun Zeuge aus verschiedenen wollenen und leinenen Garnen zur Herstellung und zwar in verschiedenen Farben. Mit Neid blickten die Nachbarstädte auf die Frankenberger Weber, besonders war es der Rath zu Chemnitz, der auch nach dem Aufhören der Bleichwaarenfabrikation von den in Frankenberg nach ganz anderer Art hergestellten Webstücken eine Stempelgeldabgabe forderte. Diese unberechtigte Forderung wies Kurfürst Johann Georg I. zurück und verhalf damit den Frankenberger Webern zu ihrem Rechte. Auch der Leipziger Kaufmann Balthasar Kreischau schädigte eine Zeit lang Frankenberg dadurch, daß er sich ein Privilegium zu verschaffen wußte, nach welchem er allein das Recht besaß, alle in Frankenberg gefertigten Wollwaaren in Vertrieb zu nehmen; 1620 ward dieses Privileg aufgehoben, wodurch für die Einheimischen Gelegenheit geschaffen wurde, ihre Erzeugnisse nutzbringender zu verwerthen. Die Blüthezeit der Zeugweberei währte bis in das 18. Jahrhundert hinein; der große Brand von 1712, sowie die Einfuhrverbote der Nachbarländer übten einen nachtheiligen Einfluß auf diese Industrie aus, trotzdem gab es um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Frankenberg noch 490 Meister, die mit 700 Stühlen arbeiteten.

Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts hörte die Zeugweberei fast gänzlich auf. An ihre Stelle trat die Kattunweberei, die namentlich zur Zeit der Continentalsperre einen ganz bedeutenden Umfang annahm, dann aber rasch abwärts ging. Ihr folgte die Buntweberei, die farbige Garne verwebte. Besonders blühend war die Ginghamsweberei von 1820 bis 1830. Im Jahre 1832 ward in Frankenberg eine Webschule eröffnet, diese und die von Behr & Schubert gegründete Seidenwaarenfabrik gaben der Frankenberger Weberei eine neue Richtung, bessere technische Ausbildung und höhere Kunstfertigkeit brachen sich Bahn und belebten diesen Industriezweig in vortheilhaftester Weise. Um 1845 bestanden in der Seidenbranche elf Geschäfte mit größerem Webereibetrieb, die 225 Webstühle im Gange hatten, während auf rund 700 Handbetriebe der Meister etwa 1000 Webstühle kamen. Im Nothstandsjahre 1847 entstand der Frankenberger Manufacturwaaren-Zwischenhandel, dessen Aufgabe darin bestand, Erzeugnisse der Frankenberger Weberei und Kattundruckerei, wie auch fremde Producte, in Umsatz zu bringen. Noch heute bildet dieser Zwischenhandel einen wesentlichen Bestandtheil des Frankenberger Großhandels.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts traten neue Firmen mit neuen Artikeln in den Wettbewerb ein, die neben den bisherigen Artikeln besonders Kleiderstoffe, bessere wollene und baumwollene Tücher, seidene und halbseidene Cachenez gesellten. Mit diesen Artikeln wurden nicht mehr die Märkte der Provinzialstädte, sondern die Messen bezogen. Bald reichten die einheimischen Arbeitskräfte nicht mehr aus, die Frankenberger Industriellen mußten durch Factore auswärtige Weber beschäftigen.

An dem großen Aufschwunge, den die gesammte deutsche Industrie in den letzten 30 Jahren genommen hat, hat auch die Frankenberger Industrie regen Antheil genommen, sie ist zur Weltindustrie geworden. Während es zur Zeit Spinnereien (mit Ausnahme eines größeren Betriebes im nahen Sachsenburg) in Frankenberg nicht mehr giebt, ist die Zahl der in der Webwaarenfabrikation (in 26 Fabriken) beschäftigten Personen einschließlich von ca. 1000 Hausarbeitern auf 1300 gestiegen. Neben der Webwaarenfabrikation sind vorhanden die damit verwandten Betriebe, nämlich Färbereien, Appreturen, Bleichereien und Druckereien. Unter den Druckereien nimmt die Firma Uhlemann & Lanzsch eine ganz hervorragende Stellung ein, ist es doch das bedeutendste derartige Etablissement in ganz Sachsen. Wenn auch die Zahl der in den Druckereien beschäftigten Personen auf 181 zurückgegangen ist, so wird aber doch in Folge der Einführung der Walzen- und Peraldinendruckerei zur Zeit bedeutend mehr Druckwaare fabricirt, als in früheren Jahren. Heute sind es hauptsächlich Chenillewaaren (einschließlich Portièren, Tischdecken, Teppiche u. s. w.), Cravattenstoffe, Lamas und Cheviots, sowie feinere Tücher, Seidendamaste u. s. w., welche Frankenbergs Ruf als Fabrikstadt in alle Welt hinauszutragen. Neben Crefeld und Elberfeld nimmt Frankenberg in der Fabrikation seidener Waaren eine hervorragende Stelle im deutschen Reiche ein.

Den nächstwichtigsten Erwerbszweig bildet die seit dem Jahre 1842 eingeführte Cigarrenfabrikation, die einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. In dieser Branche werden zur Zeit ca. 1900 Personen beschäftigt, davon in 26 Fabriken 1150, die jährlich 800 000 Kilogramm Tabak zu 110—115 Millionen Cigarren verarbeiten. Einen besonders hohen Werth hat die Cigarrenfabrikation dadurch, daß sie den Frauen und Töchtern vieler schaffender Männer, ebenso Gebrechlichen, Erwerbsmöglichkeit bietet. In den Zeiten, in denen die Webindustrie von schweren Krisen befallen war, hörte der Erwerb durch die Fabrikation von Cigarren nie ganz auf. Diesem Fabrikationszweige dankt es die Stadt Frankenberg, daß sie nie solche Nothstände in ihren Mauern gesehen hat, als solche Städte, die nur eine einseitige Industrie haben. Frankenberg hat daher Veranlassung, immer dankbar des Mannes zu gedenken, der 1842 diesen Industriezweig hier einführte, es war Eduard Richter.

Neben den Großindustrien vorstehender Art haben sich noch folgende Industriezweige angesiedelt und vortheilhaft entwickelt: Holzwarenindustrie (Cigarrenformen, Parketts, Möbel) in mehreren Dampfbetrieben, Bürstenfabrikation, die Maschinenbaubranche mit Eisengießerei, Cartonnagenfabrikation u. dergl. Einen Weltruf hat die Firma M. Steiner & Sohn durch Fabrikation von Reformbetten und Steppdecken erlangt. In dem großen Etablissement, das zur Zeit von einer Commanditgesellschaft betrieben wird, finden 200 in und ca. 300 Personen außer der Fabrik Beschäftigung.

Mit der sich erweiternden Industrie stieg auch die Einwohnerzahl Frankenbergs. Diese betrug 1755: 2686; 1795: 2982; 1832: 5145; 1840: 6013; 1852: 7150; 1861: 7943; 1871: 9710; 1880: 10 913; 1890: 11 369; 1895: 11 912; 1900: 12 724 und hat gegenwärtig 13 000 überschritten.

Daß bei einer so regen und vielseitigen Industrie auch der Postverkehr und der Bahnverkehr besonders bedeutend sein muß, ist einleuchtend. Da man aus den Verkehrsziffern am besten das Aufblühen Frankenbergs in den letzten zehn Jahren

Feuilleton.

Die Kunst zu küssen.

Von Reinhart Thile.

Nachdruck verboten.

Wenn der neugierige Leser — Leserinnen sind niemals neugierig — etwa hinter der Ueberschrift „Die Kunst zu küssen" ein Capitel aus einer modernen Ars amandi erwartet, so müssen wir ihm leider eine Enttäuschung bereiten. Der scharfsinnigste und gelehrteste Autor würde in dieser Hinsicht ein schlechterer Lehrmeister sein, als das simpelste Backfischlein. Ja, es ist noch die Frage, ob die Kunst zu küssen überhaupt erst erlernt zu werden braucht. Kein Geringerer als Darwin hielt das Küssen für etwas dem Menschen gleichsam Angeborenes und Natürliches, und ähnlicher Ansicht muß Zola sein, da er in seinem Romane „Die Schuld des Abbé Mouret" die beiden Menschenkinder, die in einsamem Garten die paradiesische Jugend der Menschheit noch einmal zu erleben scheinen, schließlich sich doch in leidenschaftlichem Kusse begegnen läßt.

Und doch steht die Sache nicht so, daß der Kuß ein ursprünglicher und allgemeiner Besitz der Menschheit ist. Es giebt eine große Zahl von Stämmen, denen er völlig fremd ist. Dahin gehören die Tahitier, die Neuseeländer, die Papuas, die Eingeborenen Australiens, die Feuerländer. Ein Reisender erzählt, daß sein Versuch, ein junges Negermädchen zu küssen, den unerwarteten Erfolg hatte, daß die schwarze Schöne tödtlich erschreckte; Fink vermuthet, daß sie in dem zärtlichen Reiben eine Art von Kannibalen sah, der sich daran machte, sie auf der Stelle zu verspeisen. Weitere Beispiele: Monteiro berichtet, daß er in vielen Jahren in Afrika nie einen Neger einer Frau solche Liebkosungen habe erweisen sehen, wie sie bei uns als Zeichen der Zuneigung gelten. Auch im hohen Norden giebt es verwandte Anschauungen: als Taylor einer finnischen Frau erzählte, daß es in England allgemeiner Brauch sei, daß Mann und Frau einander küßten, brach sie zornig in die Worte aus: „Das sollte mein Mann nur versuchen; ich wollte ihm in die Ohren einbeißen, daß er es eine ganze Woche fühlen sollte."

Wenn nun ein Theil der Menschen mit der holden Einrichtung des Kusses — wir uncivilisirten Europäer müssen sagen: leider — völlig unbekannt ist, so kann man, wenn man will, einen Ersatz hierfür darin finden, daß in der Thierwelt der Kuß nichts Unbekanntes ist. Ein allgemein bekanntes Beispiel hierfür bildet das Schnäbeln der Tauben, das ja denn auch von den Zeiten der alten Griechen her als ein Symbol der menschlichen Liebe angesehen worden ist. Oetzner, der Idyllendichter, ist sogar so weit gegangen, sein unschuldiges Hirtenpaar den schnäbelnden Tauben die Kunst des Küssens ablernen zu lassen. Die anderen Beispiele aus der Thierwelt, die wir anzuführen haben, sind, wofür wir von vornherein um Entschuldigung bitten, weniger poetisch und appetitlich, aber sie sind um so drastischer. So wird von zwei Schimpansen, die in einem Zoologischen Garten miteinander zusammengebracht wurden, erzählt, daß sie sich bei ihrer ersten Begegnung einander gegenüber gesetzt und mit ihren weit vorspringenden Lippen berührt hätten. Auch sonst wird gerade vom Schimpansen erzählt, daß er seiner Zärtlichkeit durch Küssen Ausdruck gebe. Und worauf sonst wäre jene allbekannte Neigung der Hunde zurückzuführen, das Gesicht ihres Herrn oder ihrer Herrin zärtlich zu belecken? Was hätte man in dem Belecken, das die Kuh an ihrem Kalbe ausführt, zu erblicken, wenn nicht den Urvorfahren des holdesten Symbols der Liebe? Es führt uns dies auf die Frage, worin denn nun eigentlich der Ursprung des Kusses zu suchen sei; und hier weisen uns die Analogien aus der Thierwelt unverkennbar darauf hin, daß es der Reiz und Zauber der Berührung ist, der den Kuß zu dem Stempelte, was er heut ist. Welche Rolle die Berührung überhaupt im Liebesleben spielt, ist zu bekannt. Wie oft haben die Dichter, die Romanschriftsteller jenen elektrischen Schlag geschildert und besungen, der den Liebenden durchfährt, wenn er, vielleicht nur durch ein Ungefähr, die Hand, das Haar, ja selbst nur den Schleier der Geliebten berührt; wie manches Mal ist eine solche unendlich zarte Berührung zum entscheidenden Wendepuncte in einem Liebesromane geworden. In diesem Zusammenhange ist es nun von Wichtigkeit, zu beachten, daß gerade für die Berührung die Lippen der sensitivste Körpertheil des Menschen sind. Denn sie entbehren der dicken, lederartigen Epidermis, mit der unser Körper sonst überzogen ist, und so sind an diesen Stellen die Nerven hier nur von dem leichten Epithelium bedeckt, für die feinsten Berührungen am empfindlichsten. Das Verhältniß zahlreicher wilder Völker zum Kusse werden wir nach diesen Erörterungen leichter verstehen, wenn wir bedenken, bei wie vielen Naturstämmen arge Verstümmelungen der Lippen Sitte sind, und daß hierdurch diese sensiblen Organe ihrer Fähigkeit natürlich zum großen Theile beraubt werden. Auch der Umstand, daß die Wilden, bei ungewöhnlicher Ausbildung gewisser Sinne, gerade in Bezug auf feinere Nervenempfindungen sich häufig recht stumpf erweisen, vermag uns ihre Verständnißlosigkeit gegenüber dem Kusse zu erklären. Schließlich aber und vor allen Dingen ist und bleibt es eine Thatsache, daß das letzte und schönste Geheimniß des Kusses nicht im Körperlichen, sondern im Seelischen liegt. Gewiß werden wir gern der Wissenschaft zugeben, daß der Urmensch, ebenso wie jener Schimpanse, wie der Hund, wie die Kuh, wie jene Malaien, die den Kuß bekanntlich mit der Nase und nicht mit der Lippe ausführen, im Kusse ursprünglich nichts Anderes suchte, als die angenehme Berührung des geliebten Wesens. Aber so ist es mit dem Menschen: seine schönsten Sachen wurzeln im Thierischen und entfalten sich zum Himmlischen. Längst ist es nicht mehr das rohe Gefühl der Berührung, worin wir das süße Geheimniß des Kusses finden, sondern es ist der magnetische Strom, der über die Lippen von Seele zu Seele flutet, es ist das Gefühl, daß sich im Kusse zwei Seelen aneinander schmiegen und miteinander verbinden.

So zeigt es sich, daß der Kuß seine Entwickelungsgeschichte hat. Und dies finden wir bestätigt, wenn wir ein paar flüchtige Blicke auf die Entwickelung des Kusses in den historischen Perioden werfen. Da finden wir denn zunächst, daß im Alterthum das Küssen eine sehr weit verbreitete Sitte ist, daß es sich aber durchaus noch nicht zu einem so speciellen Symbole der Liebe zwischen Mann und Frau ausgebildet hat, wie bei uns. Sprechen wir vom Kusse, so denken wir alle Mal und zunächst an den Kuß zwischen Liebenden, im Alterthume aber gab es eine Fülle von Küssen. Der Kuß auf die Wange hat sich im Oriente bis zum heutigen Tag erhalten. Bei den Arabern küssen die Frauen und Kinder die langen Bärte ihrer Gatten und Väter. Fürsten wurden die Füße geküßt, was noch heute in dem Kusse des Pantoffels des Papstes nachklingt. Hatte also die Liebe zwischen Mann und Frau den Kuß noch nicht sozusagen monopolisirt, so wurde doch dafür, wenigstens bei den Römern, der Kuß in dieser Hinsicht besonders hoch gehalten. Der Kuß war ihnen etwas so Heiliges, daß ein Gatte nie in Gegenwart seiner Töchter seine Frau küßte. Wenn ein Mann seine Braut küßte, so galt dies als ein völliges Symbol ihrer endgiltigen Verbindung, daß ihr damit für den Fall, daß er vor der Hochzeitsfeier starb, die Hälfte seines Besitzes gesichert war. Aus dieser strengen Auffassung des Kusses heraus wird es uns verständlich, warum die Frühchristen wegen der Bruderküsse, die sie bei ihren Zusammenkünften zu tauschen pflegten von den Römern als unsittliche Menschen verhöhnt und bekämpft wurden.

Die Culturgeschichte der Menschheit bewegt sich so oft im Contrast, und so folgt auf die römische Zeit mit ihrer ernsten Auffassung und sparsamen Verwendung des Liebeskusses im engeren Sinne eine Zeit der Kußverschwendung: das Mittelalter. Johannes Scherr, der in seiner gewöhnlichen, paradoxen Art das Mittelalter als eine höchst unsittliche Zeit dargestellt hat, hätte in diesem Momente gewiß eine Bestärkung seiner Ansicht gefunden. Thatsache ist, daß speciell in England, für das Finck eine reiche Fülle von Beispielen gesammelt hat, das Küssen in jener Zeit etwa die Stelle des heutigen Handschüttelns vertrat. Der Gast küßte Frau und Tochter des Wirthes bei seiner Ankunft, und beim Abschiede küßte er sie wieder. Die Dame entließ ihren Tänzer nach dem Tanze mit einem Kusse. Der Geistliche, der ein Paar getraut hatte, küßte die Braut und die Brautjungfern dazu. Sehr drastisch schreibt Erasmus von Rotterdam: „Wenn Du in England irgend wohin kommst, wirst Du von Allen mit einem Kusse begrüßt; Du kehrst zurück, und wieder werden Küsse ausgetauscht; wohin Du kommst, nichts als Küsse." Die Engländer schienen damals als eine Art Lehrmeister in der Kunst zu küssen betrachtet worden sein, wie denn z. B. am Hofe Christinens von Schweden der englische Gesandte aufgefordert wurde, die Damen der Königin „die englische Mode des Grüßens zu lehren", worauf denn eine, hoffentlich für alle Theile angenehme Kußlection vorgenommen wurde. Immerhin war England nicht das einzige Land, das diesem Kußfanatismus huldigte. Sehr drollig ist die Geschichte von dem Cardinal von Lothringen, der der Herzogin von Savoyen, einer geborenen portugiesischen Prinzessin, vorgestellt wurde und in hellen Zorn gerieth, als sie ihm die Hand zum Kusse reichte. Er erklärte wüthend, daß er die Königin und viele andere schöne Damen aus den größten Familien immer auf den Mund geküßt habe, und daß er auch bei ihr, „einer kleinen schmutzigen Herzogin", nicht anders verfahren werde, was er ihr denn auch sogleich durch die That bewies.

Der „empfindsame" Betrachter der Geschichte mag, wie wir zugeben wollen, auf diese kußreiche Periode mit einer gewissen Wehmuth zurückblicken. Sie muß ihre Reize gehabt haben. Heute ist es um den Kuß etwas ganz Anderes. Heute hat insofern eine größere Sparsamkeit in der Verwendung des Kusses Platz gegriffen, als man von allen Küssen, die nicht gerade Liebesküsse im engeren Sinne sind, so viel wie möglich absieht. Der Kuß unter Männern, der Kuß als Begrüßungsform sind fast ganz aus der Mode gekommen, und selbst der viel erörterte Kuß zwischen Cousin und Cousine muß allgemach weichen. Heute ist der Kuß das Symbol der Liebe par excellence. Und er ist — ein paar Pfänderspiele ausgenommen, die man als ein Ueberbleibsel alter Sitten ansehen kann — nicht mehr das doch mehr harmlose, schalkhafte, anmuthige Minnespiel des Mittelalters, sondern er ist vor Allem der Ausdruck der Leidenschaft, des Ineinanderaufgehens der Seelen. Bezeichnend, daß auch die Kunst ihn mit Vorliebe in diesem Sinne darstellt. Wir erinnern uns, ein Gemälde eines modernen Malers gesehen zu haben, der ein bäuerliches Liebespaar in heißer Umarmung in jenem Kusse darstellt, bei dem Flammen aus den Seelen zu schlagen scheinen und die Welt um die Liebenden versinkt. So hat auch der norwegische Bildhauer Sinding, der deutsche Bildhauer Klimsch in überlebensgroßen Figuren Mann und Weib in dem Momente der leidenschaftlichen Vereinigung im Kusse dargestellt. Man kann also sagen, daß die Cultur in Bezug auf den Kuß specialisirend vorgegangen ist, indem sie ihn, der ursprünglich ein allgemein verwandtes Zärtlichkeitszeichen war, je länger desto schärfer zum ausschließlichen Symbol der Liebe zwischen den Geschlechtern ausprägte. Erst allmählich hat die Menschheit den letzten Sinn des Kusses enträthselt, erst im Laufe ihrer Geschichte hat sie die echte Kunst zu küssen gelernt.